

# Frauenstimme

Nr. 21 \* 47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

23. Oktober 1930

## Das Los der Frau.

### Sexuelle Moral und Klassenbewußtsein.

Sobald man die soziale Seite der sexuellen Moral berührt (und die Moral ist eine soziale Frage), zeigt sich ganz deutlich die Verwachsenheit der sexuellen Reform mit der sozialen. Es war das Verdienst des bekannten Soziologen Rudolf Goldscheid, in einer ausgezeichneten Rede auf dem kürzlich veranstalteten Wiener Kongress für Sexualreform gerade diesen Zusammenhang beleuchtet zu haben. Goldscheid führte „Zur Geschichte der Sexualreform“ aus, daß die Sexualreform in ihrer eigentlichen Bedeutung als „generative Moral“ (Zeugungsmoral) das Zentrum der sozialen Moral bildet und als solche sehr bald einem bestimmten Herrschaftsverhältnis dient. Man kann direkt erklären: „Sage mir, welche Gesellschaftsordnung, Klassenordnung du wünschst, und ich werde dir sagen, für welche Sexualreform du dich einsetzen wirst.“ So ließ die herrschaftsmäßig-autoritative Moral der Oberklasse die eigentlich gemeinschaftsmäßige autonome Moral, die dem Individuum gerecht werden konnte, lange Zeit nicht aufkommen.

**Der Mensch der Vergangenheit war, zuerst herdenmäßig, dann klassenmäßig gebunden, und die Frau unterlag dabei noch außerdem der Herrschaft des Mannes.**

Erst der Aufstieg der breiten Massen hat der autonomen Moral allmählich zum Durchbruch verholfen; mit anderen Worten: das Recht der Individualität ist, so paradox es klingt, überall und immer von der schelnbar individualitätslosen Masse zur Regel erhoben worden.

Besonders hart war das Los der Frau unter der Herrschaft der alten bürgerlichen Moral. Denn Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Ausbeutung der Massen ging die generative Ausbeutung der proletarischen Frau, die unter dem Druck einer ihr wesensfremden und aufgezwungenen Moral unbefristet Kinder zu gebären hatte. Natürlich richteten die Herrschenden für sich eine andere Moral auf. Diese moralische Heuchelei diente als Deckmantel für die dahinter verborgene soziale Heuchelei. Jeder Einbruch in die herrschende Moral ist deshalb von gewaltiger revolutionärer Bedeutung.

„Wie Reformen“, sagt Goldscheid, „sind also nicht die Moralzerstörer, als die uns die Machthaber hinstellen, sondern in Wirklichkeit diejenigen, die den Lebensraum für eine gesunde, wirksame Moral überhaupt erst schaffen.“

Die ursprüngliche Gemeinschaftsmoral, die wir aus ihren letzten Tiefen wiederherstellen wollen, ist „das System der innerlich verbundenen, sachlich fundierten individuellen und gesellschaftlichen Verantwortlichkeiten“. Um sich diesen Verantwortlichkeiten zu entziehen, haben die Herrschenden die große moralische Heuchelei aufgestellt, die somit zu einer der wichtigsten Stützen des kapitalistischen Systems geworden ist. „Verlogene Strenge in der Sexualmoral statt echter, voll verantwortungsbewußter Sozialmoral — das war seit jeher der Genetrik der Reaktion den brutal ausgebeuteten Massen gegenüber.“

Nur aus ihrem herrschaftsmäßigen und klassenmäßigen Ursprung können wir der verlogenen bürgerlichen Moral einigermaßen Verständnis abgewinnen. Es ist das Charakteristische dieser Moral, daß sie dem weiblichen Geschlecht beinahe die ganze Last ihrer sogenannten „Sittlichkeit“ auferlegt hat. Würde doch namentlich von der katholischen Kirche seit dem frühen Mittelalter mehr noch als der Geschlechtstrieb selber das Weib als sündig erklärt.

Geschützt wurde die Frau von dieser Moral nur unmittelbar als Tochter, Schwester oder Gattin oder um der Kinder willen.

**Sie teilte das Schicksal der breiten Massen: dürftigerer Schutz, durch weitgehende Hörigkeit erkaufte.**

Diese Abhängigkeit hatte ihren Sinn darin, daß die Frau, lediglich als Sexualobjekt und Arbeitskraft bewertet, für den Menschenüberstuf Sorge tragen mußte, dessen Fortdauer geradezu das unentbehrliche Fundament jeder reaktionären Machtposition ist. „Je höher die Kinderzahl, desto mehr sind die Menschen in ihrer freien Beweglichkeit, in ihrer freien Entschliebung eingeengt; desto gefügiger müssen sie sich, um auch nur die nackte Existenz für sich und die Ihren fristen zu können, den jeweiligen Machthabern unterwerfen.“

Wir wollen natürliche Moral von unten her statt willkürlicher Moral von oben. Die heuchlerische doppelte Sexualmoral, „die große geistige Geschlechtskrankheit der bisherigen Gesellschaft“, schob immer dem Individuum die Schuld an alledem zu, was die widernatürlichen gesellschaftlichen Verhältnisse herausbeschworen und verdeckte so die tatsächliche Ursachenverknüpfung zwischen dem weltverbreiteten menschlichen Leid und der sozialen Unordnung. So konnte man der Masse lange Zeit den sozialen Kern des Übels durch den Nebel der „Moral“ verhüllen, ja, man schuf sich im Recht Handhaben, um diesen unsozialen Zustand noch fester zu verankern.

**Daraus entstanden der Abtreibungsparagraph, die Achtung der unehelichen Mütter und Kinder, die Ueberbewertung der Jungfräulichkeit und trotzdem mangelnder Schutz der Schwangeren, die wirtschaftliche Versklavung der Frau in der Ehe und vieles andere mehr.**

Heute hat sich die soziale Struktur gewandelt, viel rascher als die Sexualmoral, und das Sexualrecht bleibt selbst noch hinter dem Wandel der Sexualmoral weit zurück. Es ist also Aufgabe der Sexualreformbewegung, die hier erforderliche Anpassung zu beschleunigen. Dazu muß man aber die proletarischen Massen zu völligem Umbinden über die Rolle erziehen, die die Sexualität im kulturellen Entwicklungsprozeß gespielt hat. Die Sexualität ist nicht nur Motor der Fortpflanzung, sondern zugleich „der eigentlich Gemeinschaft bildende und Gemeinschaft tragende Faktor“. — „Die soziale Ordnung ist in ihren Anfängen generative Ordnung und muß es in irgendeinem Ausmaß alle Ewigkeit bleiben.“

**Der alte Vorkämpfer einer gesunden Menschenökonomie prägt sogar das Wort: „Soziale Not und sexuelle Not sind Zwillingsgeschwister. Wer die soziale Not nicht beseitigen will, weil er ihr Ruhnießer ist, weil er ein Leben der Wenigen auf Kosten der Vielen wünscht, der kann auch die Sexualnot nicht beseitigen wollen.“**

Jahrtausendelang wurde durch die sexuelle Vergewaltigung der Frau ein ganzes Geschlecht sinnlos vergeudet, weil eine ausschließlich an der Güterökonomie interessierte Oberschicht für die Menschenökonomie kein Verständnis hatte. Die breite Volksmasse war für sie Geschäftskapital, an dem lediglich die günstigsten Bedingungen für eine möglichst hohe Rente des Fortpflanzungsgeschäfts interessierten. Aber „Reformen, die Notwendigkeiten des aufsteigenden Lebens sind, lassen sich auf die Dauer nicht aufhalten.“ Für uns ist heute nicht mehr der Körper der Kerker der Seele, sondern wir erwarten ungekehrt von der Befreiung des Körpers die tiefste Befreiung der Seele. Die befreiten Seelen werden auch eine gesunde Schaffenskraft und einen sozialen Lebenswillen hervorbringen.

Ewald Böhm.

# Drei Ringe und ein Mädchen.

Eines Sonnabends schlenderte Jakob in den Abendstunden über den Kummelplatz. Die Hände in den Taschen ging er an den Buden entlang, schaute sich nach den Mädchen um und fuhr endlich vor lauter Langeweile auf dem großen Fliegerkarussell. Dann würfelte er am Glücksrade noch 50 Pfennig und wollte sich schon wieder dem Ausgange zuwenden, als er noch einen Augenblick stehen blieb, um sich das „Japanische Ringewerfen“ anzusehen.

Eine Menge ansehnlicher Gewinne, sichtbar im Vordergrunde der Bude aufgestellt, lockte die Vorübergehenden an: Teddybären und Blumenvasen, gerahmte Bilder und Kristallschalen, Aluminiumtöpfe



und — als Hauptgewinn endlich — eine Armbanduhr, standen auf einem Brette. Doch erforderte das Ringewerfen eine so große Gewandtheit, daß nur ganz selten einer der Preise seinen Platz verließ.

Trotz der schönen Preise wäre Jakob wohl bald weitergegangen, hätte ihn nicht ein Blick aus zwei braunen Augen getroffen. Sie gehörten einem Mädchen, das die abgeworfenen Ringe zusammenlas und sie den Spielern reichte, während ein älterer Mann, anscheinend der Vater, dabei stand und das Geld einkassierte.

Jakob trat an die Bude heran und drängte sich zwischen die Spieler, die offenbar ihr Glück vergeblich versuchten. Dabei begegneten sich seine Augen für einen Augenblick mit denen des Mädchens, als wollten sie sich festhalten und nicht wieder loslassen.

Jakob war ein hübscher Kerl und auch nicht ungeheißt. Als er jedoch die Ringe nahm, zitterten seine Hände. Er warf einen um den anderen, aber keiner blieb hängen. Ehe er aber noch einmal 20 Pf. auf das Brett legte, sah er fragend nach dem Mädchen, das ihn die ganze Zeit über aufmerksam beobachtete, und es schien ihm, als hätte sie leicht mit dem Kopfe genickt. Da warf er so lange, bis er kein Geld mehr in der Tasche hatte, und ging dann mit leichten Schritten fort, als müßte er über vieles nachdenken.

Am nächsten Abend kam er wieder und ebenso am übernächsten. Endlich, am dritten, hatte er Gelegenheit, das Mädchen einen Augenblick allein zu sprechen. „Ich weiß, daß Sie nur meinetwegen kommen,“ flüsterte sie ihm zu. „Wenn Sie am nächsten Sonntag um drei vorn im Gartenrestaurant sind, können wir eine Stunde miteinander allein sein.“ Jakob nickte und warf wie immer seine Ringe. Aber seine Blicke suchten nur die braunen Augen des Mädchens.

Am Sonntag ging er um drei nach dem verabredeten Platze. Sie saß schon da und wartete, und als er sich nach einer Stunde von ihr trennte, wußte er, daß er dieses Mädchen lieb hatte.

Nur verstoßen trafen sie sich in den nächsten Wochen, denn der Alte bewachte das Mädchen wie einen kostbaren Schatz. Aber als Jakob das erstemal zu dem Mädchen vom Heiraten sprach, schüttelte sie den Kopf: „Nein, das geht nicht. Mein Vater will das Unternehmen erweitern, und ich soll einen Mann heiraten, der Geld in das Geschäft steckt.“ — „Nein,“ seufzte sie, „ich kann dich beim besten Willen nicht heiraten.“

„So,“ sagte Jakob, „das wäre doch gelacht!“ — Geld hatte er freilich nicht. Aber er war jung und hatte zwei Arme, mit denen man arbeiten und eine Frau erhalten konnte. Und als am Abend der Kummelplatz geschlossen wurde, ging er kurzerhand zu dem Vater, um wie er sich ausdrückte, reinen Tisch zu machen. Der Mann sah ihn nur von oben bis unten an und erklärte ihm dann trocken, ohne erst die Zigarre aus dem Mund zu nehmen, seine

Tochter würde eine bessere Partie machen und nicht einen gewöhnlichen Schlosser heiraten.

Jakob sagte kein Wort mehr. Er griff nur an seine Mütze und ging. Am nächsten Tage kaufte er sich drei Ringe, genau so bunt wie die in der Bude.

Lange Zeit hörte das Mädchen nichts mehr von ihm. Sie schrieb ihm einen Brief und bat ihn, sie zu vergessen. Aber Jakob schrieb ihr postwendend zurück, das wäre ganz ausgeschlossen und sie sollte nur die Zeit abwarten. Auch seine Freunde erfuhren nichts von ihm. Wenn er abends von der Arbeit nach Hause kam, schloß er sich in sein Zimmer ein. Seine Wirtin sagte ein paarmal, so einen verrückten Mieter hätte sie schon lange nicht mehr gehabt.

Im Spätherbst wurde der Kummelplatz geschlossen. Am letzten Sonntag kam Jakob wieder. Das Mädchen, das ihn schon von weitem sah, warf ihm einen stürmischen Blick zu, während der Vater stirnrunzelnd an seiner Zigarre sog.

„Dreimal,“ sagte Jakob und schob Geld hin. Dann straffte er die Schultern und sah zu dem Manne hinüber: „Wollen Sie mir Ihre Tochter geben?“

„Lassen Sie mich doch zufrieden! Ich habe es Ihnen ja schon einmal gesagt,“ entgegnete der Alte und nahm das Geld. Die Umstehenden schickten.

„Gut! Wie Sie wollen,“ erwiderte der Schlosser und begann zu werfen.

Er warf die ersten drei und gleich hinterher die nächsten. Er warf, ohne zu zielen. Die Ringe flogen durch die Luft und blieben an den Stäben hängen. Dann warf er noch einmal drei und holte sich die Armbanduhr. Die hinter ihm Stehenden rissen die Augen auf. Jeder Ring saß. So etwas war überhaupt noch nicht vorgekommen.

Jakob hatte in seinen Abendstunden gut trainiert. In weniger als 10 Minuten war das Schauspiel beendet — Jakob hatte alle Gewinne bis auf das letzte Stück gewonnen. „Hole einen Dienstmann!“ sagte er zu einem Jungen, der ihn mit offenem Munde anstarrte. „Er soll kommen und den Krempel wegfahren. Oder noch besser, ich verschente ihn. Was sollen mir schon die Töpfe . . .“

Da erwachte der Mann, dem vor Schreck die Zigarre ausgegangen war, aus seiner Erstarrung. „Halt!“ schrie er. „Meine schönen Preise verschenten? Verschenten? Ich bin ruiniert. Ich muß meinen Laden zumachen, wenn ich keine Preise habe!“ jammerte er. Die Umstehenden brachen in ein Gelächter aus. „Desh willst du wohl mit uns stempeln gehen?“ schrie ein Arbeitsloser.

„Gut,“ sagte Jakob und blinzelte zu dem Mädchen hinüber, „ich lasse Ihnen den Kram. Sie können alles behalten. Aber Sie wissen meine Bedingung.“ Dabei machte er schon Anstalten, die Gegenstände an die Zuschauer zu verteilen. Der Alte wurde grün im Gesicht: „Nimm sie in Gottes Namen,“ schrie er endlich, „nimm



sie, wenn du es schon einmal auf mich abgesehen hast!“ Und Jakob legte, ohne sich um die Neugierigen zu kümmern, seinen Arm um das Mädchen und führte es durch die Menge.

Die Bude „Original Japanisches Ringewerfen“ besteht heute noch. Die Armbanduhr und die übrigen Gewinne liegen da und warten auf den glücklichen Gewinner — nur das Mädchen mit den braunen Augen ist nicht mehr zu gewinnen. Caliban,

# Schopenhauers Mutter.

Ein immer verzerrtes Charakterbild. — Interessante Literaturgeschichte.

Zu den Menschen, deren Charakter dauernd verzerrt auf die Nachwelt kommt, gehört Johanna Schopenhauer. Ihr Sohn, der berühmte Philosoph hatte ihr eine Reihe schlechter Eigenschaften nachgesagt, hatte sich über sie lustig gemacht. Ihre literarischen Versuche galten ihm als „dilettantischer Trödel“. Johanna schrieb in ihrem Testament, der Sohn hätte sich so schrecklich gegen sie benommen, daß sie es nicht wiederholen könnte. Sie sah sich daher befugt, ihn zu enterben. Zudem hätte er bei dem großen Zusammenbruch ihres Vermögens (nach dem Tode ihres Vaters) seinen Anteil gerettet. Er hätte niemals weder ihr noch seiner Schwester Adelheid im geringsten geholfen, und so sollte die Tochter ihre einzige Erbin sein. Arm und krank starb Johanna Schopenhauer in Jena. Der Großherzog Karl Friedrich von Sachsen-Weimar hatte ihr ein bescheidenes Jahrgeld ausgesetzt. Der Sohn hatte sich nie mehr um Mutter und Schwester gekümmert.

Und doch war Johanna Schopenhauer eine bedeutende Frau, deren Salon in Weimar eine große Rolle spielte. Goethe, der ein ständiger Gast von Johannas Teestunden war, sagte, daß Weimar von diesem geselligen Wesen eine Art Kunstform erhalten würde durch die konzentrierte und konzentrierende Unterhaltung. In der Tat war Johanna eine Meisterin in der Kunst, bedeutende Menschen anzuziehen und einander näher zu bringen. Es gab unter den vielen berühmten Menschen, die damals in Weimar lebten, keinen, der es nicht als Ehre ansah, ihr Gast sein zu dürfen. Eben so war niemand unter den vielen Fremden, die gelegentlich nach Weimar kamen, der nicht bei ihr eingeführt zu werden versuchte. Dabei war die Bewirtung denkbar einfach. Johanna ließ jeden gewähren, führte nicht das Wort, machte sich nicht zum Mittelpunkt des Kreises, ließ vielmehr die Gesellschaft auf ihren eigenen Geist wirken. Goethe war jahrelang täglicher Gast Johannas. Aber auch dann, als er schon nicht mehr ausgehen konnte, blieb ihrem Salon die alte Anziehungskraft. Für wie großzügig Goethe Johanna hielt, bewies er dadurch, daß er ihr die ihm eben angetraute Christiane Vulpius zuführte, über die die Weimarer Gesellschaft die Nase rümpfte.

Johannas Bildung war weit über dem Durchschnitt der damaligen Zeit. Sie trieb Sprachen, musizierte, malte und schriftstellerte. Goethe, der selbst gern und viel zeichnete, hat sie sogar gewürdigt, mit ihm gemeinschaftlich eine Zeichnung anzufertigen. Landschaft und Rankenwerk stammen von ihm; die beiden Figuren

im Vordergrund zeichnete Johanna. Auch für ihre literarischen Arbeiten hatte Goethe ein reges Interesse.

Johanna wurde damals aufgefordert, die Redaktion einer ausschließlich für Frauen bestimmten Zeitung zu übernehmen — „in schmeichelhaften Ausdrücken“, wie Johanna in ihrer Antwort schreibt. Johanna sagte darüber, daß unter den Frauen eine ganz große Sucht eingerissen wäre, sich durch schriftstellerische Arbeiten auszuzeichnen. Viele läten besser, die Nadel statt der Feder zu führen. Sollte sie sich zur Herausgabe einer Frauenzeitung entschließen, so würde sie sehr streng vorgehen in der Aufnahme weiblicher Arbeiten. „Die Zeiten, wo man für Frauen wie für Kinder eigene Bücher schreiben durfte, sind längst vorüber.“ Die gebildeten und geistreichsten Leserinnen würden verschucht, wenn man nur für Frauen schreiben wollte. Aber es würde nicht schwer sein, das Vorurteil gegen den Titel einer Frauenzeitung durch ihren inneren Wert zu besiegen. Sie dachte sich das Ganze als einen geistreichen Zirkel, in welchem jeder zur Unterhaltung das seine beiträgt und bei dem sie die Wirtin machte und dafür sorgte, daß jeder Gast zufrieden sei. Auch Männer sollten mitarbeiten.

Von bekannten Frauen sah sie u. a. als Mitarbeiterinnen vor: Frau von Chézay (die Lyrikerin von Webers Oper „Corydon“), Frau von Ahlefeld (die Freundin Immermanns), Therese Huber, die Redakteurin des Cottaschen Morgenblatts in Stuttgart u. a. Auch die geschäftlichen Angelegenheiten hat Johanna Schopenhauer in ihren Vorschlägen klar und gewandt geregelt. Der Plan dieser Frauenzeitung ist nicht verwirklicht worden. Aber manche Frauenzeitung könnte aus Johanna Schopenhauers Vorschlägen auch heute noch Nutzen ziehen.

In den Literaturgeschichten wurden ihre Romane als „Entsagungsromane“ bezeichnet. Goethe schrieb über „Gabrielle“, den bekanntesten, „Fortschritt edler Gesinnung und Handelns, wodurch der Uebergang ins wahrhaft Große leicht, ja notwendig wird. Nichts Phantastisches, sogar das Imaginative schließt sich rational an das Wirkliche. Das Problematische, ans Unwahrscheinliche grenzend, beantwortet sich selbst und ist mit großer Kühnheit behandelt. Und so sei eine reine, freundliche Teilnahme treulich und dankbar ausgesprochen.“

In diesem Sinne sollte auch Johanna Schopenhauers Andenken von der Nachwelt geehrt werden. Anna Bloß.

## Fußbekleidung im Wandel der Zeiten.

Einen interessanten historischen Rückblick auf die Verwendung des Leders zur Fußbekleidung der verschiedenen Völkerstämme und Epochen bot in der letzten Septembertwoche die in Berlin veranstaltete Lederschau. Verglichen mit dem Schuhzeug unserer Tage, weist die Fußbekleidung früherer Zeiten bei einer für unsere Begriffe recht primitiven äußeren Form eine ungemein minutiöse und komplizierte Verarbeitung auf. Der Phantasie und Geschicklichkeit sind keine Schranken gesetzt, und man hat bei vielen Stücken das bestimmte Gefühl, daß hier in unendlich langer, mühevollster Arbeit ein Meisterwerk geschaffen wurde, das materiell und ideell einen Höchstwert befaß.

Da sind afritanische Reiterstiefel aus feinstem Ziegenleder mit Applikationen, zierlichsten Stickereien und anderem Schmuck, wildlederne Sandalen, reich gestickt oder gestanzt, weiß und farbig, andere wieder reich mit Straußensehern geschmückt, so daß sie eher einem Fächer als einer Fußbekleidung ähneln. Kolkette Zierknöpfe und Taschen, Lederriemen und Schnallen schmücken die Fußbekleidungen, die in ihrer reichen Verarbeitung und phantastischen Form wahre Prachtobjekte darstellen. Nordamerika um 1900 zeigt Sandalen, reich mit Perlen gestickt, tartarische Lederschuhe aus dem Jahre 1826 wirken durch eine ganz eigenartige Form des Absatzes; auch sie sind reich mit Perlen und Metallfäden bestickt. Höchst merkwürdige muten Schuhe aus Dioka an, die ein unierem Stiefelnecht ähnliches Holzgestell darstellen, das mit einer ledernen Tasche über dem Fuße schließt. Man kann sich nicht gut vorstellen, daß die Bewegung auf solch unmachtigster Fläche sonderlich angenehm gewesen wäre. Keine Arbeiterwerkzeuge aber stellen alt-hinesische Schuhe dar: Auf kleinen, schmalen Holzfüßchen mit zwei aufgestellten Brettchen ist der Schuh aufmontiert. Die Sohle ist, wie bei allem asiatischen Schuhwerk, stark erhöht, etwa wie bei unserem orthopädischen Schuhen. Ebenso schmerzregend wirken — für unsere Begriffe — koreanische Kinderschuhe, deren vorderer Teil ganz schmal, steil nach abwärts gehend gearbeitet ist, so daß der Fuß völlig eingezwängt, fast wie festgeschraubt darin sitzen muß. Diese Form entsprach gewiß der künstlich verblödeten Form des Chinesenfußes.

Den stark erhöhten sogenannten Stelzschuh findet man auch bei altägyptischem Schuhwerk in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; auf hohem, hölzernen Podest sitzt ein winzig kleiner zierlicher Schuh oder die reichgestickte Sandale. Von einer vernünftigen Hygiene der Fußbekleidung läßt sich hier wohl kaum sprechen; es ward ausschließlich der damaligen Mode und ihrem Auswüchsen Rechnung getragen.

Doch nicht alle Völker hielten es mit kosteten Modellen. So erwecken beispielsweise wildlederne Frauenstrümpfe aus dem 17. Jahrhundert, unbekannter Ursprungs, mit reicher Ledersstickerei, in ihrer mehr als bequemen Weite den Eindruck angenehmsten Tragens. Sehr schön und kostbar wirken indische Sandalen mit goldbestickter Sohle und marokkanische Schuhe mit eingelegten Perlmuttarbeiten. Bizarr in Form und Verarbeitung wirkt der gotische Schnabelschuh aus dem Spanien des 16. Jahrhunderts, dessen unwahrscheinlich schmales Vorderstück in eine etwa 15 Zentimeter lange, ganz feine Spitze ausläuft. Ueberdies für Frauen — sie hießen damals Trippen — gab es schon im 15. Jahrhundert. Allerdings waren das nur derbe Ledersohlen mit Riemenverschluß, die lediglich die Sohle des eigentlichen Schuhs vor Rasse schützten. Ein römischer Schuh aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. zeigt reiche Lederarbeit. Ein Straßburger Stiefelschuh läuft im Haken in die winzig kleine Fläche von etwa einem halben Zentimeter Durchmesser aus.

Die nordischen Völker Grönlands und Islands zeigen grobe, derbe Lederschuhe aus Reintierfell, die Jakuten lange, bestickte Lederstrümpfe. Eigenartig wirken Schuhe aus dem 18. Jahrhundert, die auf der Sohle den gekreuzigten Christus zeigen, ferner die sogenannten Kuhhaut-Schuhe aus dem 16. Jahrhundert, die aus einer ganz breiten Vorderlatsche und einem flachen Schaft bestehen. Die Schuhe der Kopten, Nachkommen der alten Ägypter, aus dem Jahre 600 n. Chr. sind eigentlich Lederschuhe oder Sandalen mit eingestickten Pflanzen- oder Tierornamenten, deren Farben und Vergoldungen bei der 1200 Jahre später erfolgten Ausgrabung noch erhalten waren.

# Hans nimmt mich auf den Arm.

Wir kommen eben von der „Freundschaft“, die zusammen mit der Freien Turnerschaft ein Fest gefeiert hat, und Hans ist sehr stolz, daß er wieder mal im Zuge mitmarschiert ist, gleich hinter der roten Fahne. Nun müssen wir aber noch Hause; auf der Straße treffen wir einen Jungen, dem mein Herr Sohn stolz und wichtig juniert. „Der is aus unserer Straße!“ — „So? — gehört denn der auch zur Freundschaft?“ — „Nein, der is bloß von nebenan.“ — „Wöchte ich bloß wissen, wie der nu hierher kommt!“ — „Bleiecht is er durch die Luft geflogen . . . ja, kannste glauben, richtig!“ Und mein Herr Sohn sieht mich erwartungsvoll an: „Bleiecht falle ich doch darauf rein . . . aber denn! Und er strahlt, als ich mich todernt umsehe und dann erkläre, daß doch gar kein Flieger zu sehen ist. „Nein, von alleine — bloß aufgepusht hat er sich! Meinste nich?“

Was soll man nun dagegen machen?! Die Spigbubenfreude leuchtete dem Halunken aus den Augen: Sollte ich ihm nun etwa einen Vortrag darüber halten, daß ein braver Junge nicht schwindelt und ihm beweisen, daß große Leute viel zu schlau sind, um an fliegende Jungens zu glauben — aber nicht zu schlau, um nicht kleinen Leuten die Geschichte von Nikolaus zu erzählen, der alle Bolkons nach den Schuhen der braven Kinder abjucht und die Mohrrüben für sein Gschichten abholt? Na, ich half mir diplomatisch: Ich kniff das linke Auge zu und sah meinen Herrn Sohn lachend an: „Also Schwindler sehen aus wie Menschen — wer's nicht weiß, kann sie nicht unterscheiden! Meinste nich?“ Und mein Herr Sohn bemühte sich, ebenso diplomatisch mit den Augen zu zwinkern. Die Angelegenheit war ohne längere Erklärung und Eingeständnis zwischen uns beigelegt und wir hatten beide unsere Würde gewahrt; er hatte mir bewiesen, daß er ein großer Mann ist, der mich eben so schön foppen kann wie ich ihn foppe — und ich hatte ihm bewiesen, daß ich eine große Frau bin, die nicht auf jeden Schwindel reinfällt. Mein Herr Sohn ist jetzt so längst heraus aus dem Alter, in dem man noch weint, wenn eine Mama behauptet, sie hätte die Nase abgebissen; wir übertrumpfen uns jetzt in schauerhaften Drohungen und Geschichten und beweisen uns dann immer, daß alles ja doch bloß „große Quatschmacherel“ ist. Wenn er wieder mal ein Paar Hofen ausgewaschen hat, dann habe ich ihm gewöhnlich gedroht, daß ich aber nun von der Schneiderin ein Paar Aufnäher in seine Beine nähen werde, es ginge nicht, daß er die Beine so lang durchstecke — und heute sagte er mir auf diese Drohung überlegen lächelnd: „Da sind ja denn noch die Knochen drin, die kann sie nich nähen, äh!“ Mir aber droht er, er würde mich auffressen, wenn er vielleicht keine zweite Schrippe zum Frühstück kriegle und ich muß in allem Ernst beweisen, daß ich in meinem Bauch doch nicht Floh habe.

Was wohl an diesen Schauererzählungen schuld hat? Ich weiß es genau: Es ist ein wunderschönes Buch, aus dem wir nun schon ein halbes Jahr lang alle Morgen eine Geschichte lesen: Grimms Märchen. Ich weiß, es gibt Erzähler, die das Märchen, und nun gar das Volksmärchen mit seiner manchmal recht blutrünstigen Fabel durchaus aus unseren Kinderstuben verbannen wollen. Die Märchen sollen einen ungesunden Anreiz auf die Phantasie der Kinder ausüben, sollen ihre kleinen Seelen durch fremdes Leid krank machen und angreifen. . . Ich selbst habe mit dem Märchen-erzählen sehr zurückgehalten, bis ich einmal meinen Herrn Sohn fand, als er im Alter von drei Jahren streicheln und beinahe weinend die Käpchen aus einem Bild bedauerte, denen nach seiner Meinung gerade ein schauerhaftes Unrecht geschah und bis der Junge mir mal von einer Bekannten mit der Heinzelmännchen-Geschichte richtig „angegrault“ war. Da merkte ich, daß er uns doch fast unmöglich ist, „Mitterzieher“ auszuschalten und es schließlich und endlich nur darauf ankommt, Leben und Lüge und Märchen sauberlich schon in den ersten Lebensjahren unserer Kinder zu trennen und zu sichten. Nicht das Märchen ist das Gift für die kindliche Phantasie, sondern eine Erziehung, die dem Märchen nicht dem ihm gebührenden Platz anweist und dem Kinde die „Flucht ins Märchenland“ verlockend macht oder Märchen zum Schred-gepenst der Kindertage werden läßt. Die Heinzelmännchengeschichte ist wunderschön, wenn sie Wunschtraum kleiner und großer Faulpelze bleibt und wenn es feststeht, daß die Heinzelmännchen nun ein für allemal von dem ekelhaften Schneiderweib vergaucht worden sind, aber sie kann zum Alptraum werden, wenn das Kind fürchtet, daß nachts heimlich aus allen Löchern Heinzelmännchen kriechen und vielleicht sogar kleine Kinder gegen Wehselfalge austauschen. . . Wenn jede alte Keilsglammmerin zur „alten Here“ gestempelt wird, ist der Wald, ist jedes alte Weib unheimlich. Wenn die ganze Geschichte vor vielen Jahren im Märchenland spielte und heute selbstverständlich der Förster viel zu gut aufpaßt, dann ist das ganze ein glorreiches Spiel, in dem die Gerechtigkeit siegt. „Die alte Here hat ganz recht gehabt! Kleine Jungs schmecken am besten — aber bloß, wenn sie frisch gebadet sind!“ — „Aber die Gretel hat doch am reinsten gehabt, die hat sie in den Ofen geschoben! Schieb die Mama in'n Ofen!“ — „Wö-hö! geht ja gar nicht! Wir haben ja gar nicht so'n großen Ofen!“

So viel vom „Grauen“. Nun zur anderen Seite, der Flucht in das Märchenland. Das Kind, dem seine richtige Stellung in der Familie gesichert ist, wird kein Verlangen haben, die auch nur in der Phantasie gegen die eines Märchenprinzen einzutauschen. In das „Märchenland“ flüchtet sich der Unterdrückte, der sich im späteren Leben auch dann einen Wunschtraum schafft, wenn ihm in der Jugend

alle Märchenbücher vorenthalten worden sein sollten. Charakteristisch dafür ist mir ein „Wunschtraum“, den ich selbst in der Zeit von meinem 12. Lebensjahr hatte, in dem ich mich zu Haus aus den verschiedensten Gründen herzlich unglücklich fühlte. Ich war oft genug, um begriffen zu haben, daß Geld der Schlüssel zum irdischen Glück ist, daß das Märchenland lange verstant — und zu alledem hatten wir in der Schule gerade Zinsrechnung. Da habe ich Tage und Tage damit ausgefüllt, von einem fabelhaften Vermögen von 18 Millionen zu träumen, daß ich besäße. 18 Millionen müßten es sein, soviel brauchte ich gerade, um für alle Leute zu sorgen, die ich gern habe und für eine Menge armer Leute außerdem — ohne daß das Geld alle würde, alles von den Zinsen! Und Blatt um Blatt meines Tagebuches füllte ich mit der Zinsrechnung von den 18 Millionen. . . Mein Herr Sohn aber spart höchst real alle „Hanselspennige“ für seine nächste Sommerreise nach Bayern und freut sich, daß die Büchse immer klappert: „Hanselgeld, Hanselgeld!“ Er braucht kein Märchenland und weiß, daß wir alles tun, um seinen Wunschtraum „Wieder nach Bayern“ verwirklichen zu können.

Und dann die Lüge. Rinderlügen haben zwei Wurzeln: Die Angst und die Phantasie. Die Angst können wir hier ausschalten; die Phantasielüge hat ihren Grund darin, daß eben das Kind sein tägliches Leben als grau und sich selbst als unterdrückt empfindet. Wird sein gesundes Selbstgefühl nicht gebrochen, so hat es keinen Grund, zum Pralzhans zu werden. Nur ein verprügelter Hund wird zum „Angstbeißer“. Schon eine Fahrt in den herbstlichen Wald, abseits der Straße, Kastanienbüschen unter goldblaubigen Bäumen kann dem Kinde zu einem großen Erlebnis werden, und die Beobachtung eines Ameisenhaufens, in den man ein paar Krümchen Zucker wirft, macht diesen Wald ebenso interessant, aber doch zu einem ganz anderen Gebilde, als den Märchenwald mit der Räuberherberge. Auch davon läßt sich großartig erzählen und man ist damit den anderen so kolossal überlegen! Kinder haben von Natur ein sehr feines Gefühl für die Unterschiede. Sehr schön fand ich immer die Klassifikation der kleinen Renate, für die der Bär im zoologischen Garten ein „richtiger Bär“, ihr Teddybär ein „lebendiger Bär“ (lebendig-wirklich) und der Bär im Bilderbuch ein „tun als obher Bär“ war. Auch meinem Jungen, der die gräßliche Geschichte vom Nachanbelboom auf eigenen Wunsch erzählt bekommen hat und dabei nicht mit der Wimper zuckte, trafen die Tränen in die Augen, als ich von einem Jungen las, der seinem Teddybären die Ohren abgeschnitten hatte. Denn daß man kleinen Jungen nicht kochen darf, ist ihm ganz klar und er ist ein großer Anhänger der Theorie, „daß nicht sein kann, was nicht sein darf“, aber bei dem Schmutzbären ist die Abstelle, die Märchen und Wirklichkeit verbindet.

So lange wir aber dem Leben geben, was des Lebens ist und dem Märchen sein Reich sauberlich abgrenzen, brauchen wir keine Furcht zu haben, daß das Märchen das Leben unserer Kinder stören oder zerstören könnte. Unsere Märchen enthalten wertvolles Gut und Wissen des Volkes, und wenn Schelmenmärchen den Sinn für Humor, Groteske und Kulenspiegelei in unseren Kindern befestigen, so sollten wir damit ganz zufrieden sein. Sie werden in ihrem Leben noch genug davon brauchen.

Rose Ewald.

## Kindergeist.

Susi ist eine sehr gute Schülerin, bekommt aber am ersten Tinte-Schreibetage 3-4, weil sie zwei Kleckse gemacht hat. Darauf setzt sie sich zu Hause hin und schreibt einen Brief an den heiliggeliebten Lehrer:

„Herr H. die Sache mit dem 3-4 finde ich gemein. Wenn man das erstmal schreibt, t . . .“

Soweit kam sie, als Muttl das unpassende Papier und auch den Text, besonders die Anrede beanstandete: „Herr H.? Sonst nichts?“

„Na, ich zant doch mit ihm, da kann ich doch nicht schreiben: Lieber Herr H.“

Meinem kleinen Burzel ist beim Umhertollen im Garten ein Unglück passiert. Mit ernster Miene nimmt ihn der Vater am Arm: „Sag' mal, wann ist denn das geschehen?“ Mit großen Augen starrt der kleine Kerl auf den verräterischen feuchten Fleck. Der kleine Mund zuckt bedenklich. „Übermorgen!“ kommt es endlich mit treuerzigen Augenaufschlag heraus und ein ertelchertes Schluchzen dringt aus der kleinen Brust.

In aller Frühe ist mein kleiner Burzel erwacht und aus seinem Bettchen geklettert. Vorsichtig beugt er sich über mich und versucht mit seinen Fingerchen meine Augen zu öffnen. „Du, Muttl, mußt mir eine Geschichte erzählen!“ — „Ach, ich bin noch so müde, erzähl du mir lieber was.“ — „Ja, ich erzähl dir . . . Da waren einmal diese Kinder und da war einmal ein gro-ö-öses Haus . . . und da sprangen die Kinder über das Haus und da waren sie tot . . . Und da kamen vie-le große Leute und da sagten die großen Leute: Ach Gott, Kinder, wie seid ihr tot! . . .“

A. L.